



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.



ährend sich heute Vormittag so zahlreiche Besucher zur Gratulation einfanden, erwartete der junge Freiherr von Minute zu Minute seine Braut und deren Familie eintreten zu sehen, aber gerade dieser Besuch kam nicht. Er fing an sich zu beunruhigen. Denn er hatte sich einen kleinen Scherz ausgedacht, um seiner Braut einen Rubinschmuck von seltener Schönheit in besonders delikater Weise zu überreichen, und nun kam sie nicht.

Zuletzt hatte er, halb besorgt und halb ärgerlich, sein Kupee anspannen lassen, die Rubinen in das tiefste Fach seines Schreibtisches geworfen und war fortgefahren, um zu sehen, wo die Comtesse Hyazinth bliebe. Seine Pferde waren ausgezeichnet, und der Kutscher ließ ihnen auf einen ungeduldigen Ruf seines Herrn die Zügel. So brausten sie denn mit einer Geschwindigkeit von fünf Meilen in der Stunde dahin und hatten den Weg bis zur Wohnung des Grafen von Hüningen in zehn Minuten zurückgelegt.

Der junge Freiherr sprang aus dem Wagen, eilte die beiden Treppen hinan, stieß den Diener, welcher ihn anmelden wollte, zurück und stürmte in die Wohnung. Er fand seine Braut mit geröteten Augen im Salon am Fenster stehend und in ihrer Gesellschaft den Rittmeister Grafen Viktor von Falkenfels.

Der Graf von Falkenfels war ein alter Bekannter der Comtesse Hyazinth, das wußte der junge Freiherr, der ihn schon mehrere Male im Hause Hüningen getroffen hatte, aber es berührte den Bräutigam doch sehr peinlich, ihn jetzt hier zu sehen, während die Comtesse offenbar geweint hatte. Überhaupt war keine besonders große Sympathie zwischen den beiden Herren. Der Rittmeister hatte, wenn er mit dem Bankierssohn zusammentraf, immer etwas Chernes in seiner Haltung. Seine stolze Figur, sein markirtes, kriegerisches Gesicht schienen in ihrer unbeugsamen männlichen Schönheit einem Standbild anzugehören, das soeben

von seinem Sockel herabgestiegen ist. Legthün, im Allianz-Klub, als er sich mit seinem Vetter, dem Prinzen Parolignac, begrüßte, hatte er für den Freiherrn von Lovendal nur eine wahrhaft eisige Verbeugung übrig gehabt.

Jetzt, als er den jungen Freiherrn sich seiner Braut nähern sah, grüßte er wieder durchaus artig, aber auch durchaus kalt und erbat dann von der Comtesse seinen Abschied.

Der junge Freiherr sah seine Braut an, sah den Rittmeister an und fühlte einen scharfen Stahl durch seine Brust dringen.

Sie waren sich so ähnlich, dieser Graf und diese Comtesse, sie waren aus demselben Teig geknetet, von denselben Empfindungen beseelt, sie hatten denselben Stolz und dieselben Vorurtheile.

Comtesse Hyazinth war schlank, sie mochte wohl zwei Finger breit größer sein als ihr Bräutigam. Sie hatte einen blendenden Teint, Augen wie Vergißmeinnicht und das blondeste Haar, hell wie die Kornähren im August. In ihrer ganzen großen Verwandtschaft war kein männlicher Sproß, der nicht das Schwert trug oder getragen hatte oder die Absicht hatte, es zu tragen. Sie dienten alle zu Pferd oder zu Fuß ihrem König, und es war keiner unter ihnen, der jemals Geld erworben hätte. Comtesse Hyazinth selber, das wußte der junge Freiherr ganz genau, obwohl sie es niemals gesagt hatte, kannte nur einen einzigen Stand als ehrenwert, und das war der Stand, welcher für das Vaterland siegt und stirbt.

Als der Freiherr von Lovendal diese beiden Gestalten neben einander sah, den stattlichen Anführer einer geharnischten Reiterschaaer und das schöne Mädchen, das er sich oft in seinen Träumen als Valküre über dem Schlachtfelde schwebend ausgemalt hatte, da war es ihm, als sei er selbst von ferne her in ein fremdes Land verirrt gekommen, als habe er unbesonnener Weise den glühenden gelben Sand und den leuchtenden Himmel seiner Heimat verlassen. Er fühlte in diesem schmerzlichen Augenblicke zum erstenmale ganz klar und deutlich, daß kein Aderchen dieser blonden Kriegsgöttin mit ihm verwandt sei.

Das war schmerzlich, denn er liebte sie.

Der Freiherr von Lovendal hatte viel Phantasie. Er hatte den gelben Sand und leuchtenden Himmel niemals gesehen, aber das blonde Mädchen und der Reiterführer zwangen ihm die levantinische Heimat auf, er dachte jetzt an den gepanzerten Schotten, der am Quell unter den Palmen saß und durch seine grobe, fette Nahrung den Abscheu des reinlichen, weißgekleideten, Datteln essenden Emirs erregte, er dachte an die spöttische Achtung, womit der Prinz von Parolignac seiner vornehmen Abstammung gedacht hatte, und empfand jetzt den uralten Abscheu des Orientalen vor den rohen Schweinefleisheßern.

Doch nur für eine kurze Sekunde regte sich in ihm das Blut und der Stolz seiner Väter, dann gewann die Gewohnheit wieder den Sieg über seine Empfindungen, und er beugte sich unter das Joch, das der Reichthum seines Vaters und die eigene

Eitelkeit ihm auferlegt hatten. Nur eine Sekunde der Überlegung, und er erkannte die Normen der deutschen Aristokratie wieder als die unverbrüchlichen Gesetze an, die ihm heilig waren.

Die Comtesse Hyazinth hatte ihrerseits ebensowohl wie der junge Freiherr eine peinliche Empfindung, als ihr Bräutigam unerwartet eintrat, und sie beeilte sich, den Abschied nehmenden Offizier durch eine Frage nach gleichgiltigen Dingen für kurze Zeit aufzuhalten, um das Unvermittelte seines Fortgehens zu mildern. Sie fragte ihn, ob er den Prinzen von Parolignac diesen Morgen gesehen habe.

Er bejahte die Frage. Der Prinz sei mit einem wunderbar schönen Pferde in der offenen Reitbahn des Regiments gewesen.

Wenn ich nicht irre, fügte der Rittmeister, einem Augenwinken der Comtesse Folge gebend, zum Freiherrn von Lovendal gewendet hinzu, so sprach der Prinz von Ihrer Absicht, dies Pferd zu kaufen. Ich meine den Rappen. Aber das Tier sei Ihnen zu heftig.

Ich denke nicht, daß mir das Tier zu heftig ist, erwiderte Amadeus schnell. Ich schlage vor, liebe Hyazinth, wir reiten morgen zusammen, und wenn der Herr Graf mit von der Partie sein will, so wird es mir ein Vergnügen sein, ihm zu zeigen, daß mir nicht leicht ein Pferd zu heftig ist.

Das Vergnügen wird auf meiner Seite sein, erwiderte der Rittmeister. Zu welcher Zeit befehlen Sie die Partie, gnädigste Comtesse?

Wann kannst du die Pferde schicken, Amadeus? fragte die Comtesse Hyazinth, indem sie den Namen „Amadeus“ nur mit merklichem Zaudern herausbrachte.

Ich stehe ganz zu deinen Diensten, meine Teure, entgegnete er.

Nun, dann um drei Uhr, sagte sie, so sind wir zum Diner bequem wieder zu Hause.

Du hast geweint, meine liebste Hyazinth? fragte der Freiherr, sobald der Rittmeister gegangen war.

Wir wollen nicht darüber sprechen, entgegnete sie. Es passiren zuweilen Kleinigkeiten, die schon genügen, eine Frau weinen zu machen, ohne daß sie doch wert wären, einem Manne wiedererzählt zu werden.

Es scheint aber doch, als wüßte der Graf Falkenfels um solche Kleinigkeiten, dachte er, sagte es aber nicht, sondern sprach seine Verwunderung darüber aus, daß heute, an seines Vaters Geburtstag, niemand von der Familie Hüningen erschienen sei. Das habe ihn so beunruhigt, daß er sich auf den Weg gemacht habe, um zu fragen.

Die Comtesse antwortete, daß sie mit ihrem Vater im Begriff gewesen sei, zur Gratulation zu kommen, als mehrere Besuche sie davon abgehalten hätten. Sie fürchte fast, es sei nun zu spät geworden, denn es sei vier Uhr, und um sechs sei ja schon das Diner. Sie denke, ihre herzlichsten Wünsche alsdann dem Schwiegervater auszusprechen.

Der junge Freiherr ward durch diese Erklärungen nicht sonderlich beruhigt und erheitert, dazu bemerkte er recht wohl ein aufgeregtes Wesen der Comtesse, das sich unter ihrer erzwungenen Ruhe nicht ganz verstecken konnte.

Hätte ihm seine Braut ganz genau erzählen wollen, was soeben vorgefallen war und sie verhindert hatte zur Villa Lovendal zu kommen, so würde er freilich noch weit mehr beunruhigt worden sein.

Es war in der That richtig, daß der Graf von Hünningen im Begriff gestanden hatte, mit seiner Tochter in den bereit stehenden Wagen zu steigen, aber nicht mehrere Besuche, sondern nur der Besuch des Grafen von Falkenfels hatte beide davon zurückgehalten. Der Graf hatte eine geschäftliche Angelegenheit mit dem Grafen von Hünningen zu besprechen gehabt, war dabei auch mit der Comtesse in das Gespräch gekommen und hatte es schließlich mit ihr zwei Stunden lang allein fortgeführt.

Sie konnten beide einander nicht begegnen, ohne daß ein heimliches Zittern und eine süße Sehnsucht ihre Herzen bewegte. Sie hatten ehemals gedacht, Gatte und Gattin werden zu können, aber das Schicksal hatte ihre Loose getrennt. In der Familie Falkenfels wie in der Familie Hünningen hatte die Jahrhunderte lang dauernde Sitte des Staats- und Kriegsdienstes den ursprünglichen Grundbesitz allmählich erschöpft, und es war auch niemals ein besondrer Vermögenserwerb durch Heirat hinzugekommen. Der Graf von Falkenfels war eben nicht ganz arm, sondern hatte noch genug Vermögen, um mit Anstand fernerhin Offizier sein zu können, der Graf von Hünningen besaß noch ein großes Gut mit alterthümlichem Schloß, aber er steckte tief in Schulden. Er war aus der Kavallerie in den diplomatischen Dienst übergetreten und hatte stets mehr die Pflicht der Repräsentation als seinen Geldbeutel im Auge gehabt. Als Gesandter hatte er fast das doppelte seiner Einnahme verausgabt, und seine Söhne, drei Kavallerieoffiziere, hatten mit dem Vater viele Ähnlichkeit.

Der Graf war jetzt alt und nicht mehr im Dienst. Er war Witwer, lebte mit seiner Tochter allein und pflegte bestimmte Monate in Berlin, den Rest des Jahres in seinem alten Schlosse zuzubringen.

An diesem Schlosse und dem alten Eichenwalde, den alten Feldern seiner Väter hing er mit dem größten Stolz, mit zärtlicher Liebe und mit rührender Pietät. Er konnte bis in das vierzehnte Jahrhundert zurück seinen Stammbaum verfolgen und nachweisen, daß alle seine Ahnen in diesem Schlosse gewohnt und ihr Pferd über diese Felder und durch diesen Wald gelenkt hatten.

Diesen Grund und Boden, diese altersgrauen Mauern konnte er unter keinen Umständen aufgeben, und als er das drohende Gespenst eines von der Not erzwungenen Verkaufs vor Augen sah, zog er das Opfer der Reinheit des Bluts und das Opfer der Tochter vor.

Auf einem der Feste in der Residenz hatte der junge Freiherr von Lovendal die schöne Blondine kennen gelernt, und seine Neigung für sie war so deutlich

hervorgetreten, daß der Graf hierin einen Wink der Vorsehung sah und die Umstände mit der Gewandtheit des alten Diplomaten benutzte. Und war nicht wirklich die Vorsehung im Spiele, wenn der Sohn seines größten Hypothekengläubigers seine Tochter liebte?

Hyazinth ging, wenn auch mit blutendem Herzen, so doch stolzen und entschlossenen Sinnes auf die Pläne ihres Vaters ein. Auch sie liebte das Schloß und den ererbten Acker und wollte sich als eine echte Hünningen erweisen, indem sie der Familie den Stammsitz rettete.

Thränen freilich hatte es gekostet, und so auch heute. Es waren zwischen ihr und dem Grafen von Falkenfels die ergreifend tönenden Saiten der Erinnerung an hellere Stunden, an Stunden einer zarten, hohen, reinen Liebe berührt worden, und ein plötzlicher Sturm der Leidenschaft hatte gedroht, alle künstlichen Gebäude des Verstandes hinwegzuwehen.

Aber doch waren sie standhaft geblieben, sie und auch der Graf.

Wir wollen vergessen, Viktor, sagte sie ihm.

Es ward ihr schwer, so zu sprechen, doch sie that es. Ihm ward es schwer, es zu hören, aber er überwand sich und hörte geduldig.

Wir müssen vergessen, Viktor, sagte sie. Es nützt zu nichts, ein trügerisches Bild sich vorzumalen, das von der Wirklichkeit zerstört werden muß. Wir wollen uns nie wieder anders ansehen als in geschwisterlicher Weise, das sind wir der Familie schuldig, uns selber und meinem zukünftigen Gemahl. Er ist ein ehrenwerter Mensch und ich will meine Pflichten gegen ihn treulich erfüllen. Es hat nicht sollen sein.

Sie senkte ihr Haupt, und große schwere Thränen rollten in ihren Schoß. Er biß den Schnurrbart, und seine Stirn war finster wie die Mitternacht. Das trügerische Bild, das sie sich nicht vormalen wollten, ließ nicht ab, ihren Sinn zu umgaukeln, und je mehr sie sich bemühten, es nicht zu sehen, desto schöner wurden seine Farben.

Mein Freund, fuhr sie fort, ich sehe uns vor einer großen Schwierigkeit. Schon hatte ich den Entschluß gefaßt, dir zu sagen, wir wollten uns nicht mehr sehen, aber, ich weiß nicht, hat mich der Mut verlassen oder ist es wirklich die Stimme der Vorsicht, welche mir nun rät, es nicht zu thun — ich kann dich nicht bitten, mich zu meiden. Man sagt, die Abwesenden seien gefährlich. Und glaube mir, Viktor, wenn jemals die Standhaftigkeit uns verlassen sollte, so wird es nicht bei einer solchen Gelegenheit sein, welche Mut und Opferfreudigkeit verlangt. Denn bei heftigen Angriffen ist unsre erste Bewegung die des Widerstandes, und wir werden solange siegreich sein, wie der Feind uns fühlen läßt, daß wir der Waffen bedürfen. Aber es ist zur Zeit der süßen Ruhe und des Gefühls der Sicherheit — dann müssen wir der Überraschungen gewärtig sein. Und vor allem ist es die anhaltende Fortdauer, welche das Gewicht des Leidens unerträglich macht. Meine Seele erträgt leichter den heftigen Schmerz als die

unaufhörliche Traurigkeit. Müßte ich deinen Anblick ganz entbehren, so würde mir dadurch auch der Trost der Freundschaft genommen; und ich würde ganz trostlos sein, wenn nur die kalte Pflicht, nur die eisige Erfüllung meiner Schuldigkeit mein Leben auszufüllen bestimmt wäre. Dann würde ich in Wirklichkeit Gefahr laufen, der Eintönigkeit meiner einsamen Lage zum Opfer zu fallen und mit solcher Sehnsucht an dich zu denken, daß auch das schlimmste möglich würde. Da siehst du, mein lieber Freund, den harten Kampf, den wir zu führen haben werden. Es sind keine Heldenthaten, welche das Schicksal von uns verlangt, sondern ein Widerstand gegen unablässige Pein, und der ist, glaube ich, noch schwerer.

Der Graf von Falkenfels fühlte wohl den Irrtum solcher Schlüsse, und er täuschte sich auch darüber nicht, daß für ihn die größte Qual darin liegen müsse, die Geliebte als Freundin sehen zu sollen, während ein Anderer die Rechte genösse, welche sein Glück ausgemacht haben würden. Aber er ließ sich von der schwachen Logik Hyazinthens gern verlocken, weil auch ihm der Gedanke, sie gar nicht mehr sehen zu dürfen, schrecklich war.

Meine teure Geliebte, entgegnete er, ich gehorche dir. Würde ich doch eher mich selbst vergessen, als vergessen, dir zu folgen, durch die ich, bei Gott, ganz allein existire. Es ist bei mir fast wie ein Instinkt geworden, unser beiderseitiges Dasein immer an die Orte zu verpflanzen, die mir schön vorkommen, und ich kann mich in Gedanken gar nicht von dir trennen. Ich lebe viel mehr in deiner Wohnung hier als in meiner eigenen, und gestern Morgen habe ich wahrhaftig mitten in der Schwadron dir gegenüber auf dem kleinen gestickten Puff gesessen und war plötzlich ganz erstaunt, als ich das Wiehern meines Gauls hörte. Wenn ich melancholisch bin, so flüchtet sich mein innerer Mensch hierher zu dir, um Trost zu suchen, und wenn ich mich amüsire, so denke ich nur daran, welchen Eindruck du dabei haben würdest. Ich kann keinen Schritt thun, den wir nicht zusammen machten, ich kann kein Pferd reiten, ohne dich an meiner Seite zu sehen. Was könnte es mir helfen, von dir fort zu bleiben!

Sa, lieber Viktor, sagte sie wieder, es ist schwer. Ich habe das alles nur zu deutlich vorausgesehen, aber ich habe es nicht ändern können. Die Zeit des Glücks ist vorübergegangen, und es scheint mir, als sei sie mit der Schnelligkeit des Blizes dahingeflogen. Nun beginnt die böse Zeit, und wann sie enden wird, das weiß nur Gott. Es ist so vieles, was mich unruhig macht und entmutigt, eine tödtliche Apathie bemächtigt sich mehr und mehr meiner Seele. Nicht daß ich gerade noch neue große Übel mir drohen sähe, aber ich hatte doch bis jetzt noch eine gewisse Hoffnung gepflegt, und nun sehe ich sie von Tag zu Tag verdorren. Was hilft es, die Blätter zu besprengen, wenn der Pflanze die Wurzeln durchschnitten sind! Der Druck der Entfremdung von dir lastet schwer auf mir. Ich fühle, ich kann nicht ohne dich leben, und das ist es gerade, was mich am meisten erschreckt. Wenn ich wenigstens noch seufzen oder mein Herz

5

vor einer mitfühlenden Seele ausschütten dürfte! Aber ich darf es weder vor meinem guten Vater, damit er nicht die Größe des Opfers schmerzlich empfindet, das ich doch einmal der Familie bringen muß, noch darf ich sonst seufzen. Ich muß so viel fröhlich sein und heitere Mienen zeigen, mich über Geschenke freuen und in glänzenden Plänen von künftigen Herrlichkeiten schwelgen, die mir schon jetzt so grau und öde erscheinen, wie sie sich sicherlich dereinst erweisen werden.

Der junge Freiherr von Lovendal wußte nicht, daß seine Braut so gesprochen hatte, aber er besaß Einsicht, Liebe und Eifersucht genug, um sich die Möglichkeit vorzustellen, daß sie in ähnlicher Weise mit dem Grafen sich unterhalten habe.

Während er, von seinem Besuche zurückgekehrt, nun die Situation überdachte, in welcher er die beiden Feinde seiner Seelenruhe getroffen hatte, füllte sich sein Gemüt immer mehr mit schwarzem Argwohn und dem Gefühl tiefsten Elends.

Sein Vater war indessen zu den Kurzberichten zurückgekehrt, die vor ihm auf dem Tische lagen und rechnete eben aus, daß er leicht eine halbe Million Mark verdienen könnte, wenn ihm sein Plan gelänge, die Aktien der Pommerschen Havelbahn zu fünfundsechzig Prozent an sich zu bringen, ehe die Nachricht, daß die Regierung diese Bahn ankaufen wolle, andern Leuten als ihm bekannt würde.

In dieser Berechnung störte ihn die kurz hervorgestoßene Frage seines Sohnes, wie groß die Hypothekenschuld des Grafen von Hünningens sei.

Dreihundertfünfundsechzigtausendsiebenhundertdreißig Mark und fünfundsiebenzig Pfennig, antwortete er.

Ich wünschte, er wäre dir nichts schuldig!

Der Alte schob die Papiere zurück und sah den Sohn verwundert an.

Wie meinst du das, Amadeus? Meinst du, daß der Mann nicht gut sei?

Der junge Freiherr seufzte.

Lieber Vater, sagte er, ich wünschte deshalb, er wäre dir nichts schuldig, weil die Familie dann nicht abhängig von uns wäre.

Und wenn sie nicht abhängig wäre von uns, wie hättest du erhalten die schöne Braut?

Der junge Freiherr preßte beide Hände vor das Gesicht und blieb stumm und unbeweglich liegen.

Was hast du, Amadeus? fragte der Alte. Was fehlt dir mein Sohn? Bist du unzufrieden? Du redest anders, als du sonst pflegst.

Der Sohn antwortete nicht.

Du wolltest deine Cousine, meines Bruders Tochter, nicht anerkennen, und du führst sonderbare Reden über die Hünningens. Hast du Verdruß gehabt? Haben dich die stolzen Leute beleidigt? Ich sage dir, Amadeus, wenn das ist, so sage es mir, du sollst meine Macht kennen lernen. Ich habe den Grafen und seine Tochter heute nicht gesehen, so lange ich in den Empfangszimmern war. Sollten sie nicht hier gewesen sein? Ich sage dir, Amadeus, wenn dich die Hünningens beleidigt haben, so sollen sie dir Abbitte thun, oder von ihrem Ahnenschlosse, das sie mehr lieben als das eigene Fleisch und Blut, soll kein Stein auf dem andern bleiben, und ich will Rüben pflanzen auf dem Flecke, wo sie gewohnt haben.

Der junge Freiherr sprang auf und ging wieder heftigen Schrittes hin und wider.

Ich bitte dich, Vater, rief er, laß uns über dies Thema schweigen! Hünningens sind allerdings nicht hier gewesen, und ich war dort, um zu fragen, ob Hyazinth

nicht etwa krank sei. Sie sind nur durch einige wichtige Besuche aufgehalten worden und wollen dir beim Diner gratuliren. Es sind ganz andre Dinge, die mich beschäftigen.

Was für Dinge sind es denn, Amadeus?

Du verstehst mich doch nicht, rief der Sohn und warf sich wieder mißmutig auf das Sopha.

Siehst du, sagte er dann, als der Vater ihn kopfschüttelnd beobachtete, siehst du Vater, du verehrst doch so sehr den großen Goethe, obwohl man sonst nicht gerade behaupten kann, daß du ein Sklave der Poesie seiest. Du erinnerst dich nun wohl des einen Verses von ihm, der so lautet:

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Goethe war ein großer Mann, sagte der Alte, ein großer Dichter. Gott, was könnte der Mann für ein Geschäft machen, wenn er jetzt hier in Berlin lebte! Der junge Freiherr zuckte die Achseln.

Die Worte Goethes, die ich eben zitierte, klingen nicht so, als ob er deine Weltanschauung geteilt hätte. Fühlst du denn nicht, Vater, wie schrecklich es ist, alles zu kaufen? Und meinst du wirklich, man könnte alles kaufen?

Wenn man genug Geld hat, Amadeus, kann man alles kaufen, gewiß.

Meinst du das wirklich?

Amadeus, ich sage dir, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie etwas gesehen, was nicht für Geld zu haben gewesen wäre. Hast du schon so etwas gesehen?

Ja wohl habe ich das gesehen, und es ist gerade das beste. Was nützt mir Geld, wenn ich unter der vornehmen Gesellschaft, mit der wir umgehen, nicht das Gefühl des Heimischseins gewinnen kann? Kann ich den Leuten Geld bieten, damit sie mich mit andern Augen ansehen? Damit sie glauben, ich sei ein märkischer Junker? Damit sie mich, mit einem Wort, für ihresgleichen halten? Nein, das kann ich nicht mit Geld erlangen. Ich kann erlangen, daß sie höflich sind, zuvorkommend, daß sie mich einladen, daß sie meine Einladungen annehmen, daß sie in meinen Jagden Wild schießen, in meinen Wagen fahren, meine Pferde reiten und ebenso mir ihre Häuser, Wagen und Pferde zur Disposition stellen, aber ich kann mit Geld nicht diese unsichtbare Scheidewand wegräumen, die so fest wie der Diamantenberg des Märchens zwischen uns steht. Das kann ich nur durch ritterliches Wesen, nur dadurch, daß ich in allen den Stücken, die diesen Leuten als das höchste gelten, nämlich in adlichen Manieren und in Schießen, Fechten, Reiten, Wetten und Hazardspielen mich als ihresgleichen zeige. Ich will aber ihresgleichen sein, ich will ein echter Kavalier sein und nicht das Goldmännchen, dem man zu Gefallen ist, weil sein Vater reich ist.

Du bist noch jung, Amadeus, deshalb kommt es dir so vor. Ich kenne die Welt länger, mein Sohn. Das ist alles recht hübsch mit dem Reiten und Spielen und den adlichen Sitten, aber es ist nichts als Firlefanz, und das Geld ist ihnen allen die Hauptsache, gerade wie andern Leuten auch. Wenn du erst länger wirst gelebt haben, dann wirst du immer deutlicher einsehen, daß alles Vorurteil ist und Einbildung und daß nur das Geld ganz allein hat einen reellen Wert — die Furcht Gottes natürlich immer dabei vorausgesetzt. Die Aristokraten machen viel Wesens von der Tapferkeit, aber glaubst du denn, ein einziger

von ihnen läßt sich lieber totschießen als daß er leben bleibt, oder läßt sich lieber ein Bein abschießen als das er es behält? Es ist nichts als Rederei. Sie wollen Carrière machen, und jeder hofft, daß ein andrer getroffen wird. Tapferkeit an und für sich aber ist ein leeres Wort. Wenn in der Schlacht die Leute, welche weglaufen, Prämien kriegten, so liefen die tapfersten Leute weg, und wenn ich dem kühnsten Offizier ein hübsches Rittergut schenke, so wird seine Neigung, für das Vaterland zu kämpfen, nur noch sehr schwach sein. Wenn du also das Rittergut haben kannst, Amadeus, und noch viel mehr als ein Rittergut, ohne daß du einen Finger zu rühren brauchst und ohne daß dir ein Härchen gekrümmt wird, hast du da nötig, mit den vergoldeten Masken der Aristokraten zu paradiren? Amadeus, ich bitte dich, du bist mein einziger Sohn, laß dir's wohl sein mit dem, was du hast, und bediene dich der Vorteile und der Macht, die in unsre Hände gelegt sind, ohne nach Luftgebilden zu haschen. Denn du wirst dadurch das wirklich Gute gefährden, was du besitzt. Du hast das, wonach alle Welt sich sehnt und jagt und um was sie sich abarbeitet. Sei kein Thor und setze nicht dein Gold für blanke Rechenpfennige um. Ich bin so gut wie du der Meinung, daß wir zur Aristokratie gehören, und ich möchte mit keiner andern Gesellschaft als der ersten verkehren, aber es ist nicht nötig, daß du dich deshalb in Gefahren stürzest. Laß du die Aristokraten dir dienen, aber diene ihnen nicht!

Der junge Freiherr antwortete nicht mehr, sondern erhob sich, bemerkte, daß es nun Zeit sei, Toilette zum Diner zu machen und entfernte sich. Er war durch die Reden seines Vaters nur noch mehr in seiner Unruhe und Unzufriedenheit erregt worden, denn alles, was ihm dieser sagte, rückte ihm den Gedanken näher und machte ihm die Überzeugung deutlicher, daß die Comtesse Hyazinth von Hüningen ihn nicht liebe, sondern ihn nur deshalb heirate, weil er reich sei und weil der Graf ein Geschäft über sein Stammschloß mit dem Bankier abgeschlossen habe.

Er dachte einen Augenblick daran, die Verlobung rückgängig zu machen, aber die große Liebe, die er zu der Schönen mit den Vergißmeinnichtaugen trug, spiegelte ihm vor, er habe dazu doch nicht genügenden Grund. Er hatte dann wieder die Idee, er wolle dem Grafen die Dokumente über seine Hypothekenschuld zerrissen zustellen, um ihn so jeder zwingenden Ursache zur Genehmigung der Vermählung zu entbinden und der Tochter noch einmal freie Wahl zu lassen. Aber er fand bei näherem Nachdenken, daß das ein ganz kindischer Plan sei, der keine Beachtung verdiene.

Dann schmeichelte ihm wieder der Gedanke, daß seine Braut eine gefeierte Schönheit und aus einer höchst vornehmen Familie sei, daß ihn alle Welt um diese Eroberung beneide und daß er ein Thor sein würde, seine guten Chancen wegzuverwerfen.

Das Resultat dieser Überlegungen war, daß er sich vornahm, an Eleganz und Vornehmheit alle Herren in Hyazinthens Gesellschaft zu übertreffen und sich als einen Ritter zu zeigen, den sie notwendig lieben müsse.

In dieser Absicht erklärte er dem Prinzen von Barosignac während des nunmehr in vollem Glanze sich entwickelnden Diners, daß er jene schwarze Stute kaufe, welche seit einiger Zeit die Bewunderung Berlins bildete, und zeigte sich seiner Braut gegenüber im sonnigsten Lichte und ohne den leisesten Schatten einer Erinnerung an die zwei Stunden alte Vergangenheit. (Fortf. folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. A. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.